

Heimat

Autor(en): **Rhyn, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stellt worden wäre, die einen solchen Großbebauungsplan aufweisen können. Auch Bern besitzt unseres Wissens noch keinen offiziellen Bebauungsplan für Groß-Bern. Man wird später mit schlechtem Gewissen das Versäumte nachholen müssen, wenn Verschiedenes schon verpfuscht sein wird.

Immerhin stehen gewisse Prinzipien des Stadtbaues schon von der Vorkriegszeit her unerschütterlich fest. Die Gartenstadtbewegung ist nicht ohne Einfluß geblieben. Man meidet heute die kompakte Bauweise und strebt nach der aufgelockerten städtischen Siedelung; man will möglichst viel Grün in die Stadt hineinnehmen mit dem Blick in die freie Landschaft als erwünschte Zugabe. Wir identifizieren heute mit Recht die Kultur, die uns die Mietskasernen brachte, mit der Kultur, die die Menschheit in den Weltkrieg trieb. Die Mietskasernen ist das Mistbeet des Masseninstinktes, der Massenlaster, des Massenhasses und der Massenpsychose. Sie ertötet die feinen individuellen Seelenkräfte. Die dezentralisierte Siedelung ist die Voraussetzung zur neuen Kultur.

Indessen darf die Auflockerung der Wohnstätten nicht zu einer neuen Gleichförmigkeit führen. Wir müssen auch hier, wie im politischen Zusammenleben, zum Föderativsystem gelangen, d. h. zum Zusammenschluß kleiner natürlicher Wohngruppen, dem altgermanischen Prinzip der Sippen-siedelung ähnlich. Irgendein gemeinsames ideelles oder materielles Interesse muß das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb einer Wohngruppe vermitteln.

Wie der modernen empfindende Architekt diese psychologischen Argumente architektonisch auswertet, dies möchten wir an der Hand zweier Beispiele erörtern. Sie stehen uns zufällig zur Verfügung, und wir möchten damit keine Propagandazwecke verbinden.

Das eine Beispiel betrifft die in Ausführung begriffene Ueberbauung des westlichen Teiles der Schönbergsiedlung, d. h. des Hügels zwischen dem alten und neuen Schokhalde-Primarschulhaus. Die Einheit der ganzen Wohnkolonie ist durch die einschließenden Straßenzüge betont, die Untergruppierung aber durch das Terrain vorgezeichnet. Der Westabhang bildet die kleinere Gruppe, der Südatnachhang die größere. Letztere ist durch einen schmalen Quartierweg aufgeschlossen. Es handelt sich hier um eine glückliche Aufteilung eines für Bauzwecke sehr günstigen Geländes. Das Verdienst der Architekten besteht darin, daß sie der Natur keinerlei Zwang antaten, daß sie im Gegenteil durch möglichste Schonung des Baumbestandes, namentlich bei der alten Laubeggsiedlung, und durch Verwendung heimatlicher Bauformen (Bernerkstil) ein neues, hübsches, belebtes Wohnquartier zu schaffen im Begriffe sind.

Noch besser sind diese Bestrebungen im zweiten Beispiele veranschaulicht. (Vergleiche Planperspektive oben S. 18 und das dazugehörige Situationspländchen.) Hier handelt es sich um die Aufteilung eines ziemlich ebenen Bauterrains.

Die schlechte Praxis geht dabei etwa so vor: Der Landbesitzer verkauft an jeden beliebigen Bauinteressenten Stück um Stück seines Bodens. Diese setzen nach ihrem Gutdünken die Häuser drauß, die ihrem Geschmack und ihrer Finanzkraft angemessen sind. Es entsteht ein Pilzquartier schlimmster Art. Von gegenseitiger Rücksichtnahme keine Spur. Der eine setzt sich dem andern mit einer möglichst häßlichen Rehrseite vor die Nase.

Nicht viel besser kommt die Geschichte heraus, wenn die Ueberbauung nach dem Plane eines Dilettanten der Baukunst geschieht, der geometrisch vorgeht, das Stück Land in schachbrettförmige Parzellen einteilt und darauf in möglichst gleichmäßigen Abständen möglichst gleichartige oder auch möglichst ungleichartige Häuschen hinstellt. Der Eindruck tödlicher Langweile ist unausweislich; er muß sich auf die Menschen übertragen, die dort wohnen, und ihnen ein fatales Gepräge geben.

Ganz anders wird ein Architekt diese Aufgabe anpacken, der auf der Höhe seines Berufes steht. Er wird eine Wohnkolonie schaffen, die sich als Einheit fühlt, die den lärm-

menden Verkehr, den Staub und Gestank und andere unliebsame Störungen von sich fernhält. Wie nach außen das Prinzip „Rühr mich nicht an“, so gilt nach innen das der gegenseitigen Rücksichtnahme. Gemeinsam ist allen das Interesse am Genuße der grünen Fläche innerhalb und außerhalb der Wohnkolonie. Darum legt der Architekt möglichst große Grünflächen zusammen und gruppiert die Häuser so darum, daß jeder Hausbesitzer den ganzen Ueberblick über diese Fläche vor Augen hat. Die Häuser sind so gestellt, daß sie dem Hintermann den Ausblick auf die Berge freilassen.

Mit dieser Untergruppierung erreicht der Architekt die Mannigfaltigkeit in der Einheit, die Wirkung, die alle Kunst erstrebt. Auch die psychologischen Vorteile fallen ihm so zu: Die Gruppierung verbindet zu Wohnräumen, zur Wohngemeinsamkeit. Die Bauten, die über diese intimen Wohnräume dominieren, geben ihnen die individuelle Note, die „Wohnseele“. Schöne und originelle Bauformen prägen sich tief in die Kinderseele ein. Sie schaffen mit den Erlebnissen, die die engere und weitere Wohnnachbarschaft vermittelt, das Heimatgefühl; dieses wiederum ist das Grundgefühl allen Volkstums.

Unsere Perspektive zeigt auch, wie die unproduktive Weganlage auf ein Minimum beschränkt werden kann. Der das Quartier aufschließende Weg wird allen Verkehrsbedürfnissen gerecht. Wagen finden in den erweiterten Gehren die Möglichkeit des Passierens. Die Wegerweiterungen sind für die Buben und Mädel willkommene Spielplätze. Der Weg führt durch zwei Wohnhöfe. Seine Einführung in diese Wohnhöfe ist immer an einer Ecke angeordnet. Hier eröffnet sich dem Kommenden gleich ein angenehmer Tiefenblick und Ueberblick. Man beachte rechts im Vordergrund die Gruppierung beim Eingang des Quartierweges. Die zurücktretenden Häuser machen dem Eintretenden Platz; sie laden ihn herein: „Komm, schau, wie das heimelig ist bei uns drinnen!“

H. B.

(Schluß folgt.)

Heimat.

Die grünen Hügel träumen
Wohl in der stillen Nacht.
Der Schlaf hat Strauch und Bäumen
Die Augen zugemacht.
Ein Hauch schwebt durch die Wälder.
Was ist das für ein Klang?
Die Wipfel summen leise
Den alten neuen Sang:
Heimat!

Im stillen Dorf am Hügel
Schläft manches schöne Haus.
Es gehn im weißen Flügel
Die Engel ein und aus.
Sie ziehn mit frommen Händen
Im Turm den Glockenstrang,
Und durch das Dunkel zittert
Der alte neue Klang:
Heimat!

Die weißen Berge blinken
Im ersten Sonnenstrahl.
Die flammenden Gipfel winken
Den Morgengruß ins Tal.
Da öffnen sich tausend Lippen.
Hörst du den rauschenden Klang?
Weit über Tal und Hügel
Tönt jauchzend der Gesang:
Heimat!

Hans Rhyh.